

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 2

Artikel: Begegnung im Nebel
Autor: Janson, Marguerite
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663723>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

braunes Papier eingewickeltes Paket, das an Djura adressiert war. Als Djura das Paket mit zitternden Händen aufriss, fielen Bündel von Dollarnoten sowie ein mit unbekannter Hand beschriebenes Blatt Papier zu seinen Füßen. Djura, der nicht zu lesen verstand, bat den Geistlichen, den Brief zu entziffern. Mit laut pochendem Herzen hörte Djura, dass Marina vergangene Nacht mit einem Fremden für immer die Insel verlassen habe und nach einem unbekannten fernen Lande verreist sei, und dass er, der Unbekannte, ihm für den Reichtum, den er durch Marina empfangen habe, auch ihn, Djura, mit diesen Bündeln Noten reich machen wolle. Einen kurzen Augenblick schien es, als wäre Djura über diese Nachricht erstarrt. Wie eine Säule stand er im kleinen Zimmer, sein Gesicht war nun weisser als der Stoff des Hochzeitskleides auf dem Bett. Dann endlich, nach einigen Minuten des tiefen Schweigens, wickelte er die Dollarbündel wieder in das braune Papier. Geneigten Hauptes ging er mit seinen Begleitern zurück zum Dorfplatz, wo ihn die Bewohner, als sie ihn ohne Braut kommen sahen, stumm, mit mit-leidsvollen Blicken empfangen. Nachdem der Geistliche den Brief nochmals vor den Ohren aller Dorfbewohner mit zitternder Stimme vorgelesen hatte, legte ihn Djura auf das Paket, das er nun vor dem geöffneten Kirchtor auf den Boden legte. Wenige Sekunden später loderte ein kleines Feuer empor, und die vielen Dollarbündel, die Djura zu einem wohlhabenden Manne gemacht hätten, wurden im schweigenden Einverständnis aller Anwesenden zu Asche.»

Der uralte Mann schweigt plötzlich, und so frage ich voller Interesse und Mitgefühl für den armen, verlassenem Geliebten:

«Und was machte Djura nachher?»

«Er machte nichts, ausser dass er wieder fischte, um sein tägliches Brot zu verdienen, und dass er von diesem unglücklichen Tage an, der sein glücklichster hätte werden sollen, kein Wort mehr sprach.»

«Und wann geschah diese traurige Geschichte?»

«Vor fünfundsechzig Jahren», antwortet der Mann.

«Lebt Djura noch?»

«Ja, er lebt noch.»

«Und er schweigt immer noch?»

«Ja, er schweigt immer noch», antwortet der Mann, «ausser wenn ein Fremder ihn bittet, eine wahre Geschichte von dieser Insel zu erzählen, dann erzählt er sie ...»

B E G E G N U N G I M

N E B E L

Das Uhrmachersdorf im Juratal ist verstummt und erloschen. Es hat seinen herrlichen Rahmen von Weiden, sanften Hügelzügen und dunklen Föhrenwäldchen verloren und die kahle Schmucklosigkeit seiner Häuser hinter einer Mauer von Nebel und Schweigen versteckt. Heiser wie Geisterstimmen raunen seine Brunnen, und in seinen Gärten beugen sich farblose Asten über faulendes Laub. Kein Mensch ist zu sehen, kein Hund, ja selbst die Hühner scheinen diesen düstern Novembertag für eine Nacht zu halten. Alles Leben hat sich in die Fabriken zurückgezogen, deren trotz der frühen Nachmittagsstunde hellerleuchtete Fenster bläulich fahle Löcher in den Nebel bohren.

Hinter dem Bahnhof steigt der Weg zwischen engbrüstigen Arbeiterhäusern den Berg hinan, um sich dann als einfache Karrenspur auf den Weiden fortzusetzen. Ich bin ihn oft gegangen, zur Zeit der Sommerferien, wenn einem aus dem Tann der Duft von wilden Zyklamen beklemmend süß entgegen schlug und die Weiden von Glockengeläute der Kuhherden erfüllt waren. Dann griff das unsagbar Grosszügige, das Zarte und doch Herbe der Landschaft mir ans Herz, und ich begriff für Augenblicke, was meine Vorfahren gewesen sein mussten, deren bescheidenes Dasein sich auf solchen Wegen vollzog. Nun aber kenne ich auch den Ursprung der zeitweisen Verschlossenheit und Schwermut, die sich über Generationen in den Städtchen, die wir geworden sind, erhalten hat.

Je höher ich steige, desto dichter wird der Nebel. Es ist ein unheimliches Gehen in ein Meer von Watte hinein. Vor meinen Augen ballt er sich zu Traumarchitekturen, die sich langsam auf mich zu bewegen und am Wegrand zu schleimigen, formlosen Schwaden zerfliessen. Dann wieder verwirrt einen das eintönige, undurchdringliche Weiss. Manchmal erweckt mein Schritt auf den Weiden

unsichtbare Galoppaden. Sind es Tiere, sind es Geister? Ueber einen Zaun hängt trübselig, als wäre er körperlos, der Kopf eines Pferdes, das mit sanfter Ergebenheit in die milchige Welt hinausstarrt.

In mir ist das selbe Gefühl, wie wenn ich als Kind ein dunkles Zimmer durchqueren musste. Dann pflegte ich zu singen. Das hatte mir mein Onkel geraten, der oben auf dem Berg wohnt und zu dem ich jetzt unterwegs bin. Wo ist die Sonne, die er mir verheissen hat? Bin ich überhaupt noch auf dem Weg? Das weisse Plasma hält mich gefangen, und nasskalte Aeste schlagen mir ins Gesicht.

Plötzlich, da wo der Weg eine Biegung macht und einige kümmerliche Kiefern sich aus dem Nebel heben, taucht ein Mensch vor mir auf. O nein, es ist kein Mensch, sondern eine Ausgeburt meiner uneingestanden Angst, eine Fratze, ein Scheusal. Er geht ein wenig gebückt, und die Kleider schlottern ihm um die Glieder. Seine Stirn ist bis zu den Augen von Haaren überbuscht, und als er nun vor mir stehenbleibt, öffnet sich sein Mund zu einem lautlosen Grinsen. Es fehlen ihm zur Teufelsmaske nur die Hörner. Vielleicht könnte ich ihm ausweichen und weitergehen, aber ich fühle, dass er dann kehrt machen und hinter mir herlaufen würde. So stehen wir eine Weile abwartend fast Stirn an Stirn.

Lähmender Schreck bemächtigt sich meiner, als ich sehe wie sich die riesige Tatze hebt, um nach der Lunchtasche zu greifen, die mir an einem Lederriemen über die Schulter hängt. Dies alles kann doch nur ein Traum sein, ein Albdruck von der schlimmsten Sorte. Gleich wird etwas geschehen: die Fratze wird mich in den Abgrund stossen, ich werde in der Watte versinken, werde fallen, fallen und in meinem Bett erwachen. Aber nichts derartiges geschieht. Der Mann hält meinen Lederriemen fest, zerzt ein wenig daran, legt die andere Hand kreisförmig vor den Mund und macht «Tü-tü-tü».

Und siehe, diese Idiotengebärde löst in mir eine Erinnerung aus, die schon längst ins Unterbewusstsein versunken war. Ich sehe mich oben am Berg vor des Onkels Haus mit andern Kindern Ringelreihe spielen und singen. Etwas abseits, immerzu grinsend und greifend, steht der kleine Idiot, der Gniolu. Von unsern Spielen ausgeschlossen, pflegt er sich damit zu trösten, dass er die Hand vor dem Munde rundete, tü-tü-tü sagte und, sich ruckweise vorwärtsbewegend, eine Eisenbahn darstellte.

Es gelingt mir ein halbes Lächeln, und ich sage laut und deutlich: «Bonjour, Gniolu.»

Der Einfältige, offenbar daran gewöhnt, von allen beim Namen genannt zu werden, reagiert auf meinen Anruf nur durch übermässiges Aufreissen des Mundes und stärkeres Zerren an meiner Lunchtasche, was nicht dazu angetan ist, mir mein bisschen Mut zurückzugeben. Ein Rest von Vernunft hindert mich daran, einfach aus den Riemen zu schlüpfen und davonzulaufen. Schliesslich fällt mir etwas ein. Den Tod im Herzen, beginne ich zu singen:

«Un, deux, trois, nous irons au bois.»

Der Gniolu hat den Mund geschlossen, und es scheint fast, als ginge in seinem armen Kopf etwas vor. Der Schraubstock um mein Herz lockert sich. Wird er das Liedchen erkennen, das wir zu unserm Reigen sangen, während er sabbelnd und traurig abseits stand?

«Qua . . . qua . . .», stottert er, und ich helfe nach:

«Quatre, cinq, six, cueillir des cerises.»

Jetzt hat er den Riemen losgelassen. Er grinst nicht mehr, er lacht, und dieses Lachen hat wahrhaftig etwas Menschliches. Wäre nicht die trostlose Umgebung, fühlte ich nicht, wie der Nebel langsam und stetig durch meine Haut eindringt und mein Inneres zu erfüllen beginnt, ich würde vielleicht mehr auf ihn eingehen und zu ergründen versuchen, ob wirklich in seinem Hirn klare Erinnerungen erwacht sind. Ich bin auch nicht mehr davon überzeugt, dass meine Geistesgegenwart allein mir das Leben gerettet hat, denn genau besehen, scheint mir der ausgewachsene Gniolu ein ebenso harmloser Tor zu sein, wie es der kindliche war. Allem Anschein nach hat er mit meiner Lunchtasche nur Eisenbahnschaffner spielen wollen.

Ich hebe den Finger in Richtung des Dorfes: «toi là!» dann hinauf, wo irgendwo im Nebel das Haus des Onkels steht: «moi là!» Er nickt. Er hat verstanden. Im Weitergehen vernehme ich mit zugespitzten Sinnen den Schrei eines unsichtbaren Hähers, fern über den Feldern das Aechzen eines Karrens und näher das Rollen von Steinen unter tastenden Füßen. Erst nach zwanzig Schritten drehe ich mich um.

Dort geht er, der Gniolu. Kein Scheusal, sondern ein armer Benachteiligter, der betrogen wurde um das, was wir unsere Seele nennen. Vielleicht aber deswegen ein Glücklicher. Folgsam stolpert er dem Dorfe zu. Jetzt hat ihn der Nebel verschluckt, und wie aus weiter, weiter Ferne dringt noch zu mir ein leises, fast frohes: tü-tü-tü.